

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 50.

Montag, 1. März

1926.

(25. Fortsetzung.)

Flammen.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

19. Kapitel.

Als die Baronin am anderen Morgen die Fenster ihres Schlafzimmers aufstieß, stand die Sonne bereits hoch am Himmel und die alten Bäume des Parks rauschten leise in den schweigenden Morgenfrieden, wie die Kleider der Frauen in der Kirche, ehe die Predigt beginnt.

Die lustige Helle tat ihren schmerzenden Augen fast weh; in ihrer geheimen Herzessnot hatte es unwillkürlich nach dem trübverhangenen Grau einer melancholischen Regenstimmung verlangt und nun lachte ihr der reife Sommertag so strahlend, so jungfrisch entgegen, als habe sich die Welt wie zum Hohn auf ihre stille Verzweiflung gerade heute mit ihren leuchtendsten Farben geschmückt.

Unten auf dem weißgedeckten Frühstückstisch der Veranda brodelte bereits die Teemachine, und das aufwartende Mädchen meldete ihr, daß Fräulein Hansen eben erst vom Frühstück aufgestanden und in den Park hinuntergegangen sei.

Im ersten Augenblick wollte sie in den Speisesaal zurücktreten, dann aber siegte ihr natürlicher Stolz.

Wenn jene ein Zusammentreffen mit ihr nicht mied, sie hatte zu allerleit Veranlassung, ihr auszuweichen.

Hella, die bei den Blumenrabatten des Vorplatzes gestanden und die Stimmen auf der Veranda gehört hatte, kam jetzt mit einem großen Busch langgestielter Rosen die Treppe hinauf.

„Der herrliche Morgen hat mich heute einmal früher als sonst aus dem Bett getrieben,“ sagte sie nach der ersten Begrüßung. „Ich habe Rosen geschnitten; aber es geht mit ihnen zu Ende. Die schönste Blüte ist vorbei!“

Sie sprach mit einer so selbstsicheren Ruhe und Unbefangenheit, daß die Baronin ihre vollendete Schauspielkunst im stillen immer wieder bewundern mußte.

Wie ein liebliches Sommerbild stand sie in dem grünen Rahmen der Glyzinien mit dem lichten Goldhaar und den tiefen Augen, aus denen das ganze Blau des Himmels widerzustrahlen schien.

Sie hatte eine weiße Seidenbluse angelegt, die den feinen festen Hals in einem losen Ausschnitt freigab und die runde Brust in zarten Umrissen nachzeichnete.

Ein wundervoller Rhythmus sprach aus ihren weichen gleitenden Bewegungen, als sie jetzt auf der Veranda leise hin- und herging und die Rosen mit geschickten Händen in Schalen und Vasen ordnete.

Sie wirkte in der Klarheit des sonnigen Sommertages so morgenschön und duftig; es lag eine so frische, unbewußte Sinnlichkeit über ihrer ganzen Erscheinung, daß die Baronin in einem großen Erschrecken zum erstenmal in voller Tiefe den Zauber begriff, der von dieser Frau auf Männerherzen ausgehen, der auch Alles leben fast mit der Notwendigkeit eines Naturgeschehens in seine Banne geschlagen haben mußte.

So empfand sie es denn geradezu als Befreiung, als Fräulein Grigoleit in diesem Augenblick zu ihrem gewohnten Frührapport auf der Veranda erschien und Hella, die mit der alten Wirtshafterin von jeher auf etwas gespanntem Fuße stand, die erste schändliche Gelegenheit benutzte, sich wieder ins Haus zurückzuziehen.

Die Vorbereitungen des Verlobungsdiners, dessen alleinige Zurichtung unter Ausschluß der Wartenberger Kochfrau sich Fräulein Grigoleit als eine ganz besondere Ehre ausgebeten hatte, machten noch eine große Menge von Besprechungen und endgültigen Bestimmungen notwendig.

Bald war eine lebhafte hauswirtschaftliche Auseinandersetzung zwischen den beiden Frauen im Gange, die der Baronin am schnellsten über die immer wieder ausbrechende Verzweiflungsstimmung hinweghalf.

Sie begab sich mit Fräulein Grigoleit in den Weinkeller hinab, prüfte die Leinen- und Damasttücher in den großen alten Barockschränken der Diele und hatte mit dem Fischmeister eine längere Verhandlung über eine Schleienlieferung zur Sonntagstafel, daß ihr der Vormittag wie im Fluge verging.

Gegen zwölf Uhr kam Herta, die heute zum ersten Male wieder aufgestanden war, mit Trude gleichfalls zu den Wirtschaftsräumen hinunter.

Trude, die sich alle Mühe gab, erfüllte den weiten Küchenraum sehr bald mit ihrer ausgelassenen Lustigkeit.

Als die jungen Mädchen aus der Unterwelt der Küche dann wieder zur Halle hinausgingen, trafen sie dort Frau Pastor Hagedorn, die in einem neuen, bordeauxroten Eigenkleid mit weitgeöffneten Armen auf sie zustieß.

„Ich bringe Ihnen unser junges Glück, Fräulein Herta!“ flötete sie in jubelnden Tönen. „Meine Emilie und ihren Bräutigam! Ihre Frau Schwester war so freundlich, sie noch nachträglich zur Verlobungsfeier zu bitten. Und da möchten sich die jungen Leutchen noch persönlich bedanken!“ —

Dann lachten sie im Musiksaal, wo Dr. Reinwaldt unter das Brautpaar in Empfang genommen hatte und von Fräulein Emilie Hagedorn zugleich in ein hochnotpeinliches Verhör über die Gründe seiner bisherigen Chelosigkeit verwidert worden war.

Trude, die sich mit sichtlichem Vergnügen an der Verlegenheit ihres heimlichen Anbeters weidete, stand der ihr sonst als wandernder Eugendspiegel noch aus der Wartenberger Schulzeit verhaschten Superintendententochter zur Seite und stimmte schließlich der von ihr nachdrücklich vertretenen Forderung einer Junggesellensteuer zu, die jeder billig Dentende doch nur als eine gerechte Strafe für die ständig wachsende Chelose der Männerwelt ansehen könnte.

Die Baronin, froh über den unerwarteten, neutralen Zuwachs ihres kleinen Kreises, lud die Pastorenleute zu Tisch; eine Einladung, die mit sichtlicher Gemüthsregung angenommen wurde, zumal sie von Frau Hagedorn, deren Gatte sich am Morgen zu einer Konistoriumsführung nach Frankfurt begeben hatte, von vornherein in das Programm Bahlowitz eingestellt gewesen war.

Mit Hilfe der täglichen Orchideensendung Graf Eidsdts improvisierten Herta und Trude in aller Eile eine kleine Festtafel.

Der Platz des Brautpaars wurde zu guterletzt noch mit einer Rosengirlande geschmückt, und die Baronin befahl, bereits zur Suppe Selt zu reichen, der dann auch bald eine angeregte Stimmung erzeugte und Fräulein

Emilie schon beim zweiten Glase allerlei intime Einzelheiten über die Banquettespißen an ihrer Brautväsche verraten ließ.

Dabei vergaß sie doch nicht, den trefflichen jungen Hühnern Fröhlein Grigoleits alle gebührende Ehre anzutun, und auch später beim Kaffee auf der Terrasse legte sie noch eine ungeheure Breche in den künstlich-geschickten Turm der frischen Spülflaschen, daß Trude vor dieser verblüffenden Leistung die boshaftste Bemerkung nicht unterdrücken konnte, ihr Appetit schien durch die bräutliche Liebe bisher noch keinen wesentlichen Abbruch erlitten zu haben.

Um vier Uhr ließ die Baronin den Jagdwagen anspannen und schickte die kleine Gesellschaft in den Wald.

Auf einmal hatten ihre Nerven wieder so vollständig versagt, daß sie die Gegenwart der plaudernden und lachenden Menschen fast wie einen körperlichen Schmerz empfand.

Dann lag sie auf dem Ruhbett ihres Schlafzimmers hinter herabgelassenen Vorhängen, indes sich die Gedanken in ihrem flopsenden Hirn jagten, rasend und ratslos, wie in einem ewig geschlossenen Kreise. Hella und Alsleben!

Die Tränen traten ihr immer wieder heiß in die Augen, wenn sie der grenzenlosen Demütigung der letzten Nacht gedachte, und groß und zwingend wuchs aus dem beleidigten Stolz des liebenden Weibes allmählich in ihr die Überzeugung auf, daß sie mit jenen beiden ihr Leben nicht weiterleben könnte, seit sie wußte, wie es zwischen ihnen stand.

Mit Hella, das empfand sie klar, war eine Entscheidung in kürzester Zeit herbeizuführen.

Da genügte es, wenn sie ihr schon mehrfach gemachtes Angebot in die Tat umsetzte und sie zur vervollständigung ihrer Gesangsausbildung sobald wie möglich nach Berlin auf ein Konservatorium schickte.

Dann war sie fürs erste aus Pahlowitz ausgeschieden und es stand bei ihr, diese einstweilige Verbannung in eine dauernde umzuwandeln.

Eine absichtliche Kränkung Hellas lag ihr dabei völlig fern; sie war ehrlich und vornehm denkend genug, um sich einzustehen, daß sie jene nicht für eine vielleicht ganz unbewußte Wirkung ihrer Schönheit und vor allem nicht für eine Leidenschaft verantwortlich machen könnte, der sie selbst in gleicher Weise erlegen war.

Auch fühlte sie, daß sie dieser plötzlichen Lösung ihres bisher so nahen Verhältnisses eine Form geben müsse, die auch den Schatten eines Verdachtes ausschloß, als ob sie die einstige Freundin aus Eiferucht aus ihrer Umgebung entfernt hätte.

Aus Eiferucht!

Auf einmal schlossen all ihre Gedanken in dieser einen Vorstellung zusammen.

Wenn ihre Liebe zu Alsleben schon für die jungen Mädchen klar zu Tage lag, wie sollte sie da den welterfahrenen Mann über die wahren Beweggründe hinwegtäuschen, diesen Mann, dem sie sich selbst mit einem jeden ihrer Blide verraten hatte, von dem sie sich bis auf den Grund ihres Wesens durchdrückt fühlte.

Draußen auf dem Korridor klangen zuweilen Schritte und lustiges Lachen, die Haussmädchen neidten sich mit dem Dienner herum.

Sie hörte das alles ganz scharf und deutlich und doch war in ihrem Kopf ein seltsames Gefühl von Leere, daß sie an tausenderlei andere Dinge denken mußte, die in gar keinem Zusammenhange standen mit dem, was sie in innerster Seele bewegte.

Ihr graute vor einem Wiedersehen mit Alsleben, und doch war in ihr nur eine einzige große Sehnsucht, daß er zu ihr kommen und nie wieder von ihr fortgehen möchte.

Und langsam begann ihr die Erkenntnis aufzudämmern, daß man auf Liebe nicht leichter verzichten könne als auf das Leben.

Ein Mädchen trat in diesem Augenblick in das Zimmer: „Herr von Alsleben wünscht die gnädige Frau zu sprechen!“ Die Baronin schreite empor.

„Ich lasse Herrn von Alsleben bitten, sich ein paar Minuten zu gebulden!“

Nun standen sich die Baronin und Alsleben im Speisesaal gegenüber und er führte ihre Hand mit tiefer Beugung an seine Lippen.

„Ich komme wegen dem neuen Motor für die Bren-

nerei!“ sagte er, sie in ihr Arbeitszimmer geleitend. „Die Überlandzentrale hat die Modellzeichnung geschickt, für die ich Ihre Genehmigung einholen möchte!“

Er sprach ruhig und sachlich in seiner seltsam zurückhaltenden, fast geschäftlich unpersönlichen Art, als er ihr jetzt die Vorteile der Betriebsveränderung auseinandersetzte und an der Hand von Zahlen und Tabellen die vor-aussichtliche Gewinnsteigerung berechnete.

Die Baronin hatte sich über den Aufriß der Maschinen-teile gebeugt, um ihn ihre Erregung nicht sehen zu lassen, die sie kaum mehr zu bemeistern vermochte.

Sie verstand garnicht, was er ihr eigentlich vortrug; sie lauschte nur auf den Klang seiner Stimme, die sie wie eine weiche, warme Welle umhüllte.

Sie fühlte, daß sie ihn nie heißer geliebt hatte als in diesem Augenblick, da er ihr schon fast ganz entglitten war, und ihres Herzens Sehnen schwoll noch einmal wie ein Strom im Frühlingswehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedenktage im März.

1. 1866: Der Maler und Dichter Oskar Kokoschka in Pöchlarn geb.
2. 1876: Der päpstliche Nuntius in München, Eugenio Pacelli, in Rom geb. — 1916: Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva), in Bukarest gest.
4. 1916: Der Künstler Franz Marc gefallen.
7. 1866: Der Schriftsteller Paul Ernst in Elbingerode geb.
8. 1866: Der Volkswirtschaftler Albrecht Wirth in Frankfurt a. M. geb.
10. 1776: Königin Luise in Hannover geb. — 1836: Der französische Philosoph Graf Antoine Louis Claude Destutt de Tracy gest. — 1886: Der Dichter Karl Bröger in Nürnberg geb. — 1906: Das Grubenunglüd in Courrières.
11. 1836: Die Schriftstellerin Wilhelmine v. Hillern, Tochter der Charlotte Birch-Pfeiffer, in München geb.
12. 1916: Marie v. Ebner-Eschenbach in Wien gest. — 1921: Auflösung der Selbstschukvereinigungen (Deutsches Entwaffnungsgesetz).
13. 1851: Der Philolog Karl Lachmann in Berlin gest. — 1886: Der Philolog und Religionswissenschaftler Otto Weinreich geb.
14. 1876: Konrad Haenisch, ehemaliger preußischer Kultusminister, zuletzt Regierungspräsident in Wiesbaden, in Greifswald geb. — Ludwig Justi, Direktor der National-Galerie in Berlin, in Marburg geb. — 1906: Der amerikanische Staatsmann Karl Schurz in New York gest.
16. 1925: Der Mediziner A. v. Wassermann in Berlin gest.
17. 1851: Der Schriftsteller Eduard Poetl in Wien geb. — 1906: Der Anarchist Johann Most in Cincinnati gest.
18. 1876: Ferdinand Freiligrath in Cannstatt gest. — 1896: Der Dichter und Literarhistoriker Otto Roquette in Darmstadt gest.
19. 1886: Der Radiotechniker, Physiker und Chemiker Walter de Haas (Hans Günther), Direktor der Montana-Verl.-A.-G., in Rüschlikon (Zürichsee) geb.
20. 1866: Der Theologe und Religionspädagoge Friedrich Niebergall in Kirn a. d. N. geb. — 1921: Abstimmung in Oberschlesien, 717 000 deutsche, 483 000 polnische Stimmen.
21. 1876: Der Schriftsteller Ludwig Finck in Reutlingen geb.
22. 1906: Der Schriftsteller Eduard Grisebach in Charlottenburg gest.
24. 1916: v. Capelle, Staatssekretär der Marine, an Stelle von Tirpitz. — Die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft (Unabhängige) trennt sich von der Sozialdemokratischen Partei. — Alle übrigen Parteien für unbedingte Ausnutzung der Unterseebootswaffe, der Kanzler dagegen.
26. 1851: August Julius Langbehn, der „Rembrandtdeutsche“, in Hadersleben geb. — 1866: Der Politiker und Volkswirtschaftler Oskar Wettsch, Dozent für Journalistik an der staatswissenschaftlichen Fakultät Zürich, dasselbst geb.
27. 1836: Der Opernrezipitdichter Rudolf Bunge in Cöthen (Anhalt) geb. — 1851: Der Komponist Vincent d'Indy in Paris geb. — 1886: Der Literarhistoriker Julian Schmidt in Berlin gest. — 1896: Der Volkschriftsteller Joseph Rank in Wien gest.
28. 1916: Der Schriftsteller und Verleger Georg Hirth in München gest.
29. 1826: Der sozialdemokratische Politiker und Schriftsteller Wilhelm Liebknecht in Giessen geb. — Der Dichter Johann Heinrich Voß in Heidelberg gest. — 1866: Der Philolog Wilhelm Nees in Friedericksdorf (Taunus) geb. — 1925: Erster Gang der Präsidentenwahl in Deutschland.
30. 1856: Der Friede zu Paris beendet den Krimkrieg. — 1925: Der Anthroposoph und Goethe-Forscher Rudolf Steiner in Dornach gest.

Varieté.

Skizze von El-Correl.

Neben dem Eingang eines vornehmen Weinrestaurants stand der arme Mann und wartete darauf, daß ihm jemand etwas gab. Er bettelte nicht. Er zeigte nur stumm sein abgezehrtes Gesicht, seine Lumpen, die Trägik seines verworfenen Daseins.

Hin und wieder, aber selten, reichte ihm eine behandschuhte Hand eine Münze oder einen zerfetzten Geldschein. Da lachte der Arme innerlich. Freilich nicht aus Freude, sondern aus Hohn und Verachtung. Wenn er trotz der Verachtung das Almosen nahm, so geschah das eben aus Verachtung seiner Verachtung heraus. Er verachtete sich selbst noch mehr, als den schändigen Geber.

Nähe bei dem Armen stand bereits seit einer grauenen Zeit vor dem Schaufenster eines Juweliers ein Herr in Pels und Lackschuhen. Aus dem Außenwinkel heraus beobachtete er den Elenden. Jede Miene, jede Bewegung beobachtete er, jedes Stük seiner armen Kleidung betrachtete er genau.

Endlich ging der Elegante auf den Armen zu und sagte: „Ich will Ihnen 50 Mark geben für Ihre alten Sachen! Dafür können Sie sich bei einem Althändler bessere Kleider und Schuhe kaufen und dann vielleicht irgendwo Arbeit finden!“

„Wozu wollen Sie meine alten Sachen?“ fragte der Bettler.

„Kommen Sie mir nach in jene Seitenstraße, da will ich es Ihnen sagen!“ meinte der Herr und bog in die Seitenstraße. Natürlich wollte er nicht neben dem Verlumten hergehen.

Langsam, mit den zerrißenen Schuhen schlurfend, folgte der Arme und erfuhr, daß der Herr Schauspieler sei und eine „Kaschemmen-Nummer“ auf die Bühne stellen wolle. Die Dichtung habe er selbst gemacht, nun fehle ihm das Kostüm. Er wolle ein echtes haben. Die Kunst von heute bevorzugt die Wahrheit. Er wolle das Elend zeigen, wie es ist!

„Da lassen Sie mich doch selber auftreten, so wie ich hier bin!“ erwiderte der Arme. Und lachend, daß die Zackenknochen in der hohlen Wangenhaut spießen, bekannte er: „Ich bin vom Bau, Herr Kollege. . . . War auch mal Schauspieler. . . . Den Romeo gab ich und den Tasso . . . ja wohl klassisch, lieber Herr Kollege! Und so kann man runter kommen, ne lebendige Kaschemmen-Nummer!“

Der Herr im Pels lächelte überlegen. Was er in seiner Dichtung sagte, das war viel origineller. Verständnisvoll meinte er: „Natürlich, da kommen die Weiber — das Spiel — kein Engagement.“

„Quatsch!“ rechtführte der Elende. „da kommt ganz was anderes, lieber Herr Kollege. . . . Ganz was anderes!“

„So?“ erstaunte der Herr. In seiner Dichtung hieß es so: „Weiber — Würfel — keine Arbeit nicht!“ Das war der Refrain, der mitgesungen werden sollte vom Publikum hinter Sektaläfern.

„Ich möchte es schon sagen, was da kommt!“ entgegnete der Arme. „Lassen Sie mich auf die Bretter treten. . . . Ich beforsche Ihnen die Nummer. . . . Ich kann das besser als Sie, Herr Kollege!“

Wieder staunte der Dichter-Mime. Ein Gedanke gehörte sich in seinem Hirn. Wenn er sich das leistete . . . Sache! Der Mann dort hatte fast seine Figur, schlank, beinahe groß, das Gesicht schmal wie das seine Sensation! Nicht Elend mimen, Elend selbst auf die Bühne stellen Schmissig!

„Gemacht!“ entschied der Herr im Pels. „Kommen Sie morgen abend spät zur Probe! Hier ist meine Adresse und was für ein gutes Mittagsbrot, Herr Kollege!“

*

Als der Kaschemmen-Willem auf die kleine Bühne trat, die in violetter Beleuchtung dunkelte, lachte alles! Famos, wie sich Eli Ole, der elegante Liebling der Damen, das Modebeispiel der Herren, zurechtgemacht hatte. Wie er stand, wie alles an ihm Elend, Verlassenheit, Ekel war — einfach famos! Die Jazzkapelle quälte, lärmte, schrie — dann eine grölende Dissonanz — jähes Schweigen — Willem rülpste sich — wie aus — beinahe ins Publikum . . . Famos. Schon klatschten einige elegante Frauen.

Weinfühlern raschelten, Damen sogen mit roten Lippen an Zigaretten, es roch nach abgetantem Leben, Staub, Mixturen, widerlichen Wohlgerüchen.

Willem spuckte noch einmal aus. Und dann erzählte er seine Geschichte, die Hände in den leeren, zerrißenen Taschen. Mal grün, mal violett war seine zerlumpte, schloderige Gestalt, mal leichsfahl, mal blutrot das verbungerte Gesicht. Was hatte ihn so zugrunde gerichtet — er, einstmals ein ehrenhafter Kerl, lieb, gut und ohne Tücken . . . „Die Schieber — die Schieber!“

Das war der Refrain.

Eigentlich nicht neu! Schon eine historische Person, so ein Schieber. Willlem aber hatte neue Erklärungen für die Schieberrolle. Er war Künstler gewesen — man schob ihn hin und her. Männer, Weiber, Neider, Nebenbuhler, alles schob ihn und schob ihn beiseite. Weltgeschen und Wucher schob ihn dem Untergang entgegen und mit ihm ein Heer Seines gleichen, ein Volk, eine Welt.

Viele lachten — manche wurden ernst.

Man sollte meinen, Eli Ole sprach im Ernst. War denn ein solch prominenter Künstler, daß er diese Gestalt, diese entsetzliche Maske, diese furchterliche Menschengestalt hinstellen konnte. Woher batte er die furchterliche Gebärde des letzten Erstaunens vor dem erbarmungslosen Menschen schicksal?

Ins Publikum schrie er seinen Fluch: „Vor Schieber!“ Famos!

Aber das war denn doch zu stark . . . Er warf seinen Stod mitten auf einen Tisch, zwischen Gläser und Flaschen — oder war das ein Trick — spielte das Publikum mit? Der dicke Herr am Tisch tat, als müsse es so sein — er lächelte verlegen — aber laut grölend stand das Elend dicht vor der hell beleuchteten Rampe und beschimpfte alle und alles, was da um ihn war. . . . Wo war das Brot für alle? Wo ein Dach? Wo ein sauberes Bett? Wo Kultur? Wo Recht? Wo Gewissen? Wo Menschentum?

Beifall lohnte den Erschöpften, als er endlich schwieg und sich erschöpft an die graue Vorhangwand klammerte, gespenstig im grünen Kellerlicht. Nur der Dicke ärgerte sich, weil ihm der teuere Wein noch auf den Schoß tropfte. Verlegen sah er nach der blonden Zizi hin, die ihre geschminkte Nase blühte und dem „Willem“ ein verführerisches Zeichen machte. . . .

Torkeln aber verschwand der Willem. . . . Der Ansager, schon mit seinem Text und seinem Auftreten beschäftigt, schlug dem anderen auf die Schulter und scherzte: „Tut gemacht, Elsen, tut, tut!“ Und er schritt gravitätisch zur Retraite.

In Angstschweiß gebadet empfing Eli in der Garderobe den Willem.

„Sie Kerl, Sie, das war gewagt — Donnerwetter! Aber die da unten lassen sich ja alles sagen! . . . An Ihnen aber ist 'ne Kanone verloren. . . . Schade!“ Und Eli wischte sich die Augen.

*

Eli Ole galt von nun an für einen ganz Großen — einen Prominenten — viel zu groß fürs Varieté — aber er wollte niemals mehr auftreten. Er sei fertig mit der Kunst, sagte er, fertig mit der Menschheit. Er könnte doch nicht wagen, seine Mittelmäßigkeiten zu zeigen, nachdem die Wirklichkeit sich selbst zum Opfer gebracht hatte — und zwar wie immer vergebens — völlig vergebens. Er Eli Ole aber — konnte auch nach dieser Erkenntnis aus Selbstachtung nicht mehr dem Vergnügen eines Publikums dienen, das Beifall klatschte, wenn man es mit dem eigenen Kot bewarf.

Und er stattete Willem mit seinen abgelegten Sachen aus, brachte ihn in eine Provinzstadt, beschaffte ihm einen Apfelsinenhandel und — erstaute selbst ebenfalls bürgerlich. Er ging nicht, wie einige wünschten, zu den Kommunisten über, nein, er ging zu dem Dicken mit der Weintaufe. . . . Er lernte „Handel“ und wurde selbst „ein Schieber“.

Denn Eli Ole wollte später nicht an der Straßenende enden.

Erwachendes Jahr.

Die goldenen Flammen des Kroksus
Schlagen zum Himmel auf.
Und jagen die Winterwölken
Zu Hauf.

Die Stare im fahlen Geiste
Flüstern im blauenden Tag,
Wie dunkles Orgeltönen
Erlingt der Amselenschlag.

Die kleinen Silberglocken
Beben leise im Wind
Und grünen die Haselstauden,
Die goldne Fahnen sind.

Nun sollst du nicht mehr weinen,
Du leidegebeugte Welt:
Es ist die heilige Stunde,
Da alle Trauer fällt

In kaum geahnte Gründe,
Und Licht strömt hell heraus!
Die goldenen Flammen des Kroksus
Schlagen zum Himmel auf

Hans Götsch

Ideale der Frauenschönheit. Es gibt eine Geschichte von einem Orientalen, der eines Tages in einer europäischen Stadt die Riesendame des Kummelpalaces erblickte und, von der Pracht dieses Fleischgebirges begeistert, bösartig vor ihr niederging und murmelte: „Kun sei Allah gelobt, der mir erlaubt hat, eine solche Schönheit vor meinem Tode zu sehen!“ Der Europäer dürfte sein Schönheitsideal nicht in solchen Formmassen finden, und heute weniger denn je, wo die „schlanke Linie“ die große Mode ist. Aber auch der Orientale misst die Schönheit nicht immer nach dem Gewicht. Aus der arabischen Literatur z. B. wissen wir, daß das Fraueneideal, das die Dichter verherrlichen, durchaus nicht diese plumpen und schwerfälligen Züge trägt. Da wird das Mädchen gepriesen mit der Figur des jungen Palmenbaums“, mit der „Taille der Weide, die sich im Winde bewegt“. Der Gang des Mädchens wird mit dem der flüchtig hineilenden Gazellen verglichen, so daß man auch im Orient auf ein Verständnis für geschmeidige Bewegsamkeit und schlanke Grazie schließen darf. Immerhin finden sich doch bei den indischen Dichtern, bei den Weisen Chinas, in den Märchen von Tausend und einer Nacht zahlreiche Stellen, die die üppige Fülle verherrlichen, und auch in Europa hat man in manchen Zeiten eine Frauenschönheit verehrt, die von der heutigen sehr verschieden ist. Man denkt nur an die Fülle der Frauen von Rubens. Die Völker und Rassen sind in ihrem Geschmack für weibliche Schönheit sehr verschieden geartet. Dem Österreicher sagt man von alters her nach, daß er für das „Mollige“ schwärmt, und schon mittelalterliche Dichter preisen die Rundlichkeit österreichischer Frauen. Dem Engländer kommt es vor allem auf das schöne Gesicht an. Er verlangt von der schönen Frau regelmäßige Züge, volles blondes Haar und einen zarten Teint „wie Milch und Blut“. Der Franzose dagegen wird keine Frau für schön erklären, die nicht eine elegante Figur besitzt. Geschmeidige Schlantheit, die aber nicht in Magerekeit ausarten darf, wird von ihm vor allem geschässt, und er achtet mehr auf die Feinheit der Gesenke, auf die Zierlichkeit der Ohren, der Hände und Füße als auf die Schönheit des Gesichtes. Der Slawe legt bei der Frau auf Regelmäßigkeit und Anmut der Züge, auf Zartheit des Teints wenig Wert; er sieht hauptsächlich das Gesicht, in dem sich ein leidenschaftlicher Charakter, eine eigene Persönlichkeit ausdrückt. Für ihn sind die Augen das Hauptelement der Schönheit; ausdrucksvooll müssen alle Züge, müssen Gang und Bewegungen sein. Es gibt berühmte russische Schönheiten, die wir höchstens als „interessant“ bezeichnen würden und die doch durch den hinreißenden Zauber ihrer Erscheinung die slawischen Männer entzücken. Und das Schönheitsideal des Deutschen? Es war einmal das blonde Gretchen, der zarte hausfrauliche Typ mit regelmäßigen Zügen und sanften Augen; aber auch heute noch schlagen deutsche Männerherzen höher, wenn sich in einer weiblichen Erscheinung jenes harmonische Ebenmaß findet, das das Zeichen eines harmonischen Gemütes ist.

Afrikas unentdeckte Ungeheuer. Seitdem in dem Afrika ein bis dahin völlig unbekanntes Tier in den Urwäldertiefen des schwarzen Erdecks aufgefunden wurde, hat man immer wieder von neuem Expeditionen ausgerüstet, um den Spuren und Gerüchten nachzuforschen, die von noch unbekannten Ungeheuern der afrikanischen Tierwelt erzählen. Diese Bemühungen waren freilich bisher nicht von Erfolg gekrönt, aber gerade die besten Kenner des Landes glauben fest an das Vorhandensein solcher Tierwunder, und deshalb läßt man von dem Nachforschen nicht ab. Ein hervorragender englischer Zoologe hat nun das am besten belegte Material gesammelt und stellt eine Anzahl von Tieren zusammen, die zwar noch niemals gefangen wurden, mit deren Existenz man aber rechnen muß. So haben verschiedene zuverlässige europäische Beobachter übereinstimmend versichert, daß es in den großen Sümpfen des Niltals in der Umgebung des No-Sees eine Art „Landseeschlange“ gibt, die Luv. Dies merkwürdige Reptil wird als eine Schlange von ungeheuren Ausmaßen beschrieben; die Zahlen für ihre Länge schwanken zwischen 40 und 100 Fuß, und der Umfang ist mit 6 Fuß angegeben worden; sie soll braun und gelb gefärbt sein und einer riesigen Kobra ähneln. Des Nachts soll diese Schlange einen lauten Schrei hören lassen, während man bei Tage gewisse dumpfe Geräusche auf sie zurückführt, die sich wie der Lärm einer grajenden Elefantenherde anhören. Einer der berühmtesten Großwildjäger Afrikas, der Engländer Selous, ist mehrfach dafür eingetreten, daß in den undurchdringlichen Urwäldern des Kenia-Gebietes der sabelhafter Mandi-Bär lebt. Die Eingeborenen erzählen immer von den Raubzügen, die dieses furchtbare Tier in ihre Dörfer unter-

nimmt. Man hat die dreizehigen Fußspuren eines sonst ganz unbekannten Tieres in den Tiefen der Mandiwälder gefunden und schreibt sie diesem Bären zu, der als „halb Mensch, halb Bär“ gezeichnet wird. So viele dieses Raubtier auch gesehen haben wollen, so ist doch bisher der Fang noch nicht gelungen. In den Gebieten des Benguelo, Alveru- und Tanganjika-Sees soll ein riesiger Diabäuter leben, der wie ein Flusspferd aussieht und ein großes Horn wie ein Rhinoceros hat. Man glaubte, daß man in diesem Tier den vorzeitlichen Brontosaurus wiederfinden werde, und während des Krieges ging von Kapstadt eine Expedition ab, die von einem berühmten amerikanischen wissenschaftlichen Institut ausgerüstet war; sie ist aber ergebnislos zurückgekehrt. Die Rieseneidechse des Königs Lewanila ist ein anderes dieser unentdeckten afrikanischen Ungeheuer. Dieses Monstrum soll sehnmal so groß wie ein Krokodil sein und den Kopf einer Schlange haben. Der Zulukönig Lewanila hatte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, nach diesem Tier zu suchen, das in den südafrikanischen Flüssen leben soll. Er konnte die Eidechse zwar nicht fangen, aber er erklärte in einem offiziellen Bericht, er habe ihre Spuren gefunden. Eine geheimnisvolle Raubkäse, die von den Eingeborenen „Nunda“ genannt wird, hat schon verschiedentlich die Umgebung des Tanganjika-Sees unsicher gemacht. Dies Tier soll nach den Angaben vieler Leute, die es gesehen haben wollen, einer gewöhnlichen Hauskatze ähnlich sein, aber so groß wie ein Esel. Man hat angenommen, daß es sich dabei vielleicht um eine Kreuzung zwischen Löwen und Leoparden handelt.

Die geistigen Fähigkeiten bei wilden Tieren und bei Haustieren. Die geistigen Fähigkeiten sind bei den Tieren, die aus der Wildheit in den Stand von Haustieren überführt wurden, verschieden beeinflußt worden. Das Wildschaf ist intelligenter als unser Hausschaf, dagegen hat bei Tieren, mit denen der Mensch sich viel beschäftigt, wie z. B. beim Hund und beim Pferd die Intelligenz gegenüber der wilden Stammform zunommen. Allt stellte bei Husbunden fest, daß die Hirngänge, die als Sitz höherer Fähigkeiten anzusehen sind, stärker entwickelt waren als bei Wildbunden, während die Sinnesgebiete, mindestens jene für Gesicht und Geruch, eine Rückbildung aufwiesen. Auch standen in der Gehirnbildung z. B. die Negerbunde tiefer als die Hunde der Kappländer und diese wieder tiefer als die Hunde unserer Kulturländer.

Hygiene und Heilkunde

Der Wille zur Genesung. In der Lavater-Gesellschaft, der kürzlich in Berlin gegründeten Studiengesellschaft für praktische Menschenkunde und wissenschaftliche Seelenforschung, sprach der bekannte Teplitzer Nervenarzt Dr. med. Fuchs, ein persönlicher Schüler und Mitarbeiter Couës, in zwei Vorträgen über diese für die moderne Psychotherapie grundlegenden Fragen. In knapper Sachlichkeit entwickelte der Fachmann am Krankheitsbild der Neurose das Wesen der Psychoanalyse, jener von Freud zuerst wissenschaftlich begründeten und praktisch angewandten Methode, die Ursache körperlicher Leiden und nervöser Störungen in den Tiefen des unterbewußten Seelenlebens des Patienten aufzuspüren. Es gehört ein ungeheures Maß von Geduld, intuitivem Scharfsinn und Takt auf Seiten des Arztes, ein hohes Maß von Selbstüberwindung und Vertrauen dazu, bis der Patient dem behandelnden Psychoanalysten die letzten, durch Scham und Vorurteile streng gehüteten Geheimnisse des innersten Seelenlebens entzleierte. Es grenzt dann aber auch ans Wunderbare, wenn die Aufdeckung der ins Unterbewußtsein verdrängten Trieblempfindungen, die oft, aber durchaus nicht immer sexueller Natur sind, genügt, um mit einem Schlag die vollständige Heilung nervöser Störungen und neurotischer Zustände herbeizuführen. Auf diesem Wissen um die Macht der unterbewußten Seelenkräfte, auf der Erkenntnis von der innerlichen Verknüpftheit von Seele und Körper beruht die Heilmethode Couës, der stets nachdrücklich betont, daß er rein organische Leiden der Behandlung der Fachärzte überlässe und seine autosuggestive Methode lediglich als wirsame Unterstützung der fachärztlichen Behandlung gelten lasse. Wo sich aber Krankheitsfälle (Stottern, Angstzustände, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Lähmungserscheinungen, sogar Blindheitsfälle) als seelisch bedingt erweisen lassen, wendet er nur seine Methode an, die suggestiv dem Leidenden die Möglichkeit und Notwendigkeit der Überwindung des Leidens einprägt und autosuggestiv den Leidenden die Kraft zur Heilung in sich selbst finden und festhalten läßt.